



DARK WORLD

IM FADENKREUZ



**CHRIS
BENNETT**

CHRIS BENNETT

Dark World
Im Fadenkreuz

Chris Bennett

DARK WORLD

Im Fadenkreuz

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Diese Geschichte ist frei erfunden. Alle Figuren, Organisationen und
Ereignisse, die im Roman geschildert werden, entspringen der
Fantasie des Autors oder kommen nur in veränderter Form vor.

Originalausgabe
Deutsche Erstausgabe 10/2013
Copyright © 2013 by Chris Bennett
Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-732-28442-9

www.bod.de
www.chrisbennett.de

*Für Carola und Bernhard,
zwei ganz besondere Personen.*

1

»So ein Schwachsinn!«, meckerte Andrew Conway aufgebracht vor sich hin und stellte das Radio seines dreizehn Jahre alten BMW ab. *Schwere Regenfälle im gesamten Land* waren die Worte der Nachrichtensprecherin. Mit einem Blick an den wolkenlosen, hellblauen Himmel verabscheute er diese Aussage, die von allen bisherigen Radiosendern bekundet wurde. Die Sonne schien stärker und wärmer als an irgendeinem anderen Tag in diesem Jahr. Andrew wischte sich erneut die mit Schweiß überströmte Stirn trocken. Er war vollkommen durchnässt und sein Shirt klebte am Polstersitz fest. Es mussten über 150 Grad im Wagen sein.

Die Klimaanlage hatte letzten Monaten ihren Geist aufgegeben, nur bestand seitdem kein Anlass sie reparieren zu lassen. Jetzt verabscheute er sich für seine Nachlässigkeit. Es hätte ihn längst nicht so sehr gestört, gar beunruhigt, wäre die Luft im Innenraum nicht immer stickiger und trockener geworden, wodurch ihm das Atmen schwerer fiel.

Und dann war da noch etwas. Eine Intuition. Als wäre die geballte Hitze wie ein schlechtes Omen von Huntsville aus mit ihm gestartet und verfolgte ihn nun durch ganz Tennessee und Kentucky. Er ahnte, dass etwas auf dieser Fahrt passieren wird. Eine Gefahr war in unmittelbarer Nähe, sie machte sich nur noch nicht bemerkbar. Sie schlich mit ihm über den Interstate Highway 24 und wartete auf eine günstige Gelegenheit.

Ein Werbeschild am Straßenrand erweckte Andrews Aufmerksamkeit. Es kündigte einen Schnellimbiss an. Andrew

konnte einen Happen vertragen. Und er wäre für ein paar Minuten raus aus dieser beißenden Luft, die vom Fahrtwind nicht mehr abgekühlt sondern nur noch unangenehm zirkuliert wurde.

Die kleine Wasserflasche auf dem Beifahrersitz war schon seit knapp einer Stunde geleert. Er hatte sie fast mit einem Mal ausgetrunken. Er brauchte sich nicht zu vergewissern, da er schon mehrfach an ihr genippt hatte, um einen letzten Tropfen herauszuholen. Nicht einmal dies sollte ihm vergönnt sein, da die Sonne den Restinhalt vollständig kondensieren lies. Er blickte aus einem anderen Grund rüber zum Sitz. Unter der Flasche lag das Telegramm, das für seine Reise verantwortlich war. Darin wurde er von General Tucker zu einem Treffen nach Washington, D.C. eingeladen. Seine Order schien von höchster Priorität zu sein. Allein die Tatsache eine Weisung von einem der einflussreichsten Männer des Verteidigungsministeriums zu erhalten, verlieh dem Schreiben eine besondere Dringlichkeit. Nur auf den Grund der Zusammenkunft ging der General nicht ein.

Andrew erreichte den Schnellimbiss und fuhr auf den stau-bigen, ausgetrockneten Parkplatz. Nirgendwo war ein schattiger Fleck zu finden, als würde die Sonne direkt über ihm stehen.

Er schritt über den öden Erdboden und betrat das Lokal. Er schaute sich um während er zielstrebig auf die Barhocker am Tresen zusteuerte. Der Imbiss war schlicht – fast spärlich und billig – eingerichtet. Drei wertlose, veraltete Metalltische standen an der Fensterfront und ermöglichten einen Blick auf den Parkplatz. Die Barhocker waren kaum mehr Wert als das restliche Mobiliar. Ein roter Lederüberzug säumte die Sitzfläche und knarzte unerträglich, als Andrew darauf platz nahm. Er schob sich auf dem Hocker umher und suchte vergebens nach einer bequemen Sitzposition. Es war niemand anwesend, weder

Bedienung noch Besucher, wodurch dem geschmacklosen, kleinen Lokal zusätzlich ein düsterer Flair verliehen wurde. Andrew fühlte sich wie in einem verfluchten Geisterhaus und seine Hoffnungen, sich hier etwas beruhigen zu können, wurden dadurch gänzlich zunichte gemacht.

»Ach, du kannst mich mal!«, schallte es hinter einer hölzernen Schwingtür auf der anderen Seite des Tresens, die offensichtlich in die Küche führte. Eine junge Dame, vollkommen in schwarz gekleidet, schoss dahinter hervor und blickte überrascht in Andrews braune Augen. Sie wirkte geschockt und fuhr sich mit beiden Händen zügig durch ihr goldenes, gewelltes Haar um es halbwegs zu richten. Mit einem aufgesetzten Lächeln versuchte sie ihre Wut zu verbergen und ging auf Andrew zu.

»Ärger?«, fragte Andrew vorsichtig und distanziert.

Die Kellnerin blickte ihm beschämt entgegen und verdrehte ihre Augen während sie sich auf dem Tresen abstützte. »Ist nicht der Rede wert«, reagierte sie abweisend. Ihr Blick ließ von Andrew ab und schweifte über den Tresen, der, im Gegensatz zum Rest des Lokals, vor Glanz und Sauberkeit strahlte.

»Wieso glaube ich Ihnen das nicht?«, fragte Andrew direkter. Er war bestrebt die junge Frau in ein Gespräch zu verwickeln. Obwohl er sich nicht für den lautstarken Disput und der daraus resultierenden Laune der Bedienung interessierte, ihre Verlegenheit erheiterte ihn. Andrew hoffte seine Anspannung durch sie zerschlagen zu können und sich auf andere Gedanken zu bringen.

»Weil ich für etwas Belangloses wohl doch etwas zu laut geflucht habe, nehme ich an.«

Andrew nickte knapp und schmunzelte bestätigend. »Ja, so in etwa. Was ist passiert?«

»Ich möchte nicht darüber sprechen«, sagte die Bedienung und zog vorbildlich einen kleinen Notizblock mit Bleistift aus

ihrer Hosentasche um die Bestellung aufzunehmen. »Möchten Sie etwas bestellen?«

Andrew ließ seinen Blick nicht mehr von ihrem weichen, wundervoll geformten Gesicht ab. »Kaffee schwarz und Eier mit Speck, das wäre jetzt genau das Richtige.«

»Kommt sofort«, sprach sie und verschwand wieder hinter der Schwingtür, die abermals nervend quietschte während sie auspendelte. Zu Andrews Erstaunen tauchte die Frau nach nur einem Augenblick wieder auf und servierte ihm den Kaffee. Aus der Tasse stieg sichtlich der Kaffeedampf, begleitet von einem köstlichen Aroma. »Die Eier brauchen noch einen Moment«, sprach sie in einer für Kellnerinnen typischen Freundlichkeit und ging nicht weiter auf Andrews Frage ein.

»Vielen Dank«, entgegnete Andrew überrascht. »Und Sie wollen wirklich nicht über Ihren kleinen Streit sprechen?«, versuchte er es erneut.

Die Bedienung zögerte. »Und was verschlägt Sie hier her?«, erfragte die junge Dame, die wieder ihren Ellenbogen auf dem Tresen abgestützt und ihrem Kopf in die offene Hand gelegt hatte. Sie war wirklich nicht gewillt über die Wut zu sprechen, die in ihr brodelte.

»Ich komme aus Huntsville und bin auf dem Weg nach House Springs«, war seine kurze Antwort in dem Wissen, dass sie keine Ahnung hatte, wo sich beide Orte auf der Landkarte befanden.

»Beruflich?«

»Nein«, Andrew zögerte kurz und atmete schwer aus, während er mit dem Löffel im Kaffee herum stocherte. »Naja doch. Ich bin auf dem Weg zu meinen Eltern. Allerdings wird es nur ein Zwischenaufenthalt. Übermorgen geht es dann schon weiter nach Washington, D.C.«, präzisierte Andrew seine Aussage. »Meine Eltern wissen nichts von meinem Besuch. Ich will sie überraschen und hoffe, dass sie sich freuen werden.« Beim Ge-

danken an seine Eltern huschte ihm ein aufbauendes Schmunzeln übers Gesicht.

»Klingt so als hätten Sie Ihre Eltern länger nicht gesehen«, schlussfolgerte Andrews Gesprächspartnerin.

Andrew nahm einen Schluck von dem Kaffee, der unerwartet köstlich schmeckte und somit keineswegs zum Imbissambiente passte. Dieser Schluck half ihm sich sofort ein Stück besser zu fühlen. »Wie kommen Sie darauf?«

»Weil House Springs ein Vorort von St. Louis ist. Nicht unbedingt der kürzeste Weg nach D.C.«, merkte sie an, »Und wenn Sie bereit sind diesen Umweg in Kauf zu nehmen, dann garantiert weil Sie Ihre Eltern seit Längerem nicht gesehen haben.«

»So kann man es natürlich interpretieren«, er machte eine kurze Pause um erneut vom Kaffee zu trinken, »Seit ich bei der U.S. Army bin, habe ich nur sehr wenig Zeit. Ich habe sie seit über einem Jahr nicht gesehen.«

»Sie sind bei der Army?«, fragte die Serviererin nochmals nach. Erstaunt musterte sie den ersten Soldaten, der diesem Imbiss einen Besuch abstattete. Sie hatte ihn sich vollkommen anders vorgestellt. Selbstverständlich in Uniform, nicht in Jeans und Shirt. Er sah absolut nicht aus wie ein Soldat – viel zu gewöhnlich. »Es ist bestimmt nicht einfach für Sie und Ihre Familie«, vermutete sie.

»Es war das Richtige und allein das zählt!«, Andrews Worte waren gekennzeichnet von Zielstrebigkeit und Entschlossenheit, sogar Besessenheit zeichnete sich in ihnen ab.

Die Art, wie er diese Worte ausstieß, ließ die junge Frau erblassen – so etwas hatte sie noch nie gesehen. So viel Überzeugung strotzte in ihm. Diese Reaktion hätte sie nicht erwartet.

In jenem Augenblick kam ein großer Mann mittleren Alters durch die Schwingtür. Er brachte das von Andrew bestellte

Mittagessen. Die Kellnerin wandte sich dem ernst schauenden Mann zu. Seine tief liegenden Augen wirkten rabenschwarz und aggressiv als er Andrew anstarrte.

»Hör mal Lindsay, du weißt was ich davon halte, wenn ...«

Lindsay legte ihre Hände sanft an die Hüften des Mannes und unterbrach ihn: »Ich weiß was du sagen willst, aber lass uns das bitte später klären, okay?«, sie nahm den Teller entgegen und schenkte ihm einen bettelnden, schon fast unterwürfigen Blick.

Mit einem unzufriedenen Nicken akzeptierte der Mann letztendlich die Bitte seiner Gehilfin und kehrte wieder in die Küche zurück ohne Andrew eines weiteren Blickes zu würdigen.

Die junge Frau reichte Andrew sein Essen und wirkte dabei weitaus abwesender und nachdenklicher als bisher.

»Sehr erfreut, Lindsay. Ich bin Andrew«, wollte er die Aufmerksamkeit der jungen Dame zurückgewinnen.

Es dauerte einen Augenblick bis sie sich wieder gefasst hatte und auf Andrews Vorstellen reagierte. »Ja, sehr erfreut«, antwortete sie noch immer geistesabwesend. Nach geraumer Zeit war sie wieder in der Lage die Unterhaltung mit ihrem Gast fortzusetzen.

»Ich vermute, dass es für Sie auch nicht leicht ist hier zu arbeiten. Es ist offensichtlich, dass dies der falsche Ort für Sie ist«, sprach er und blickte dabei in Lindsays hübsche, hellgrüne, ansatzweise goldenen Augen. Ein tiefer Schmerz zeichnete sich in ihnen ab. Ein Schmerz, gegen den sie schon lange ankämpfte und doch gab es keine Rettung für sie. Andrew und Lindsay schauten sich gegenseitig eindringlich an.

»Mag sein«, antwortete sie niedergeschlagen, »Aber das ist mein Schicksal.«

»Sie schaffen das schon«, ermutigte er Lindsay, die diesen grotesken Motivationsversuch nur mit einem unzufriedenem

Lächeln aufnahm, das von einem kaum hörbaren Seufzen begleitet wurde.

»Das muss ich. Sobald vereinzelte Trucker oder ganze Bikergangs zum Essen kommen, sind die Gespräche äußerst niveaulos und gehen schnell ins Obszöne oder auch Perverse über. Da ist es schön mal eine gepflegte Unterhaltung führen zu können.«

Lindsay war von Andrew und seiner Art angetan. Seit Andrew im Lokal war, fühlte sie sich wohler. Er hatte etwas Beruhigendes an sich. Es war sein Charakter und seine Sprechweise; sein kompletter Umgang war besser und humaner als der der üblichen Gäste. Er war die Ruhe in Person und nichts konnte ihn aus der Fassung bringen. Aber genau diese Ruhe und Berechenbarkeit machten ihn zu einem der Fälle, mit denen Lindsay auf Dauer nicht viel anzufangen wusste. Es half ihr lediglich, den vorherigen Streit kurzzeitig zu vergessen. Sie wollte die Unterhaltung nicht zu sehr vertiefen. Lindsay bemühte sich gastfreundlich zu sein – nicht mehr und nicht weniger. Das war ihr Job. Bei Andrew fiel ihr das nur weitaus leichter als sonst.

Andrew aß das Mittagessen auf und legte anschließend das Besteck auf den Teller, auf welchem sich nur noch weiß-gelbe Schlieren abzeichneten. »Das war sehr gut«, sagte er zufrieden und schob ihn über den Tresen zu Lindsay.

Sie nahm ihn entgegen und setzte erneut ein gespielteres Lächeln auf. »Das macht dann vier Dollar«, sprach sie und zog ein kleines Portmonee aus der Hosentasche.

Andrew gab ihr einen 5-Dollar-Schein. »Stimmt so«, sagte er und machte sich wieder auf den Weg.

»Ich wünsche Ihnen alles Gute, auch wenn Sie meinen Segen gar nicht brauchen«, rief Lindsay ihm nach.

Andrew wandte sich ein letztes Mal zu der Kellnerin und fragte schelmisch: »Warum sollte ich etwas Beistand nicht

brauchen? Vor allem wenn er von einer solch reizvollen Dame wie Ihnen kommt?«

»Weil Sie ohnehin ein Glückspilz sind. Seit Sie hier sind, scheint die Sonne. Und wenn die auf Ihrer Seite steht ...«, Lindsay wusste nicht, wieso es gerade in diesem Augenblick geschah. Aber ihr rannen Tränen aus den Augen während Andrew am Ausgang des Lokals stand.

Noch bevor er etwas darauf erwidern konnte, verschwand Lindsay in die Küche und ließ Andrew allein. Er blieb wie angewurzelt an der Ausgangstür stehen und dachte über die Worte nach.

Einige Minuten später kehrte Lindsay in den Gästebereich zurück. Mit einem Taschentuch wischte sie über ihr zartes Gesicht und blickte auf den trostlosen Parkplatz. Von Andrew war nichts mehr zu sehen, er war wieder gegangen. Der Glückspilz war weg und mit ihm auch das sonnige Wetter. Um den Schnellimbiss zogen dunkle Wolken auf und es begann heftig zu gewittern – weitaus heftiger als zuvor.

Andrew hatte den Schnellimbiss und Lindsay hinter sich gelassen und war wieder auf dem Interstate Highway 24 unterwegs. Er wischte sich ständig die Schweiß überströmte Stirn ab und erinnerte sich schauderhaft an Lindsays Worte. Irritiert und verwundert blickte er in den Himmel. Sofort fiel ihm etwas äußerst Ungewöhnliches auf. Die Sonne war nicht mehr sichtbar. Die Wärme, die Helligkeit und auch der strahlend blaue Himmel dagegen waren weiterhin präsent. Verwundert suchte er nach dem gleißenden Sonnenlicht und fand es recht schnell wieder. Andrew erschrak und rieb sich die Augen in der Erwartung, dass ihm die verdammte Hitze nur einen lächerlichen Streich spielte. Doch was sich vor seinen Augen abspielte war keineswegs ein Hirngespinnst, sondern pure Realität. Die Sonne – wenn man das Phänomen jetzt überhaupt noch so bezeich-

nen konnte – befand sich unmittelbar vor dem fahrenden BMW. Der Durchmesser war knapp zwei Meter, wodurch es einem riesigen Feuerball glich, der von einem immensen Licht umhüllt war. Nachdem der Schreck nachließ, war Andrew für einen Moment von dem Objekt fasziniert, doch dann begann das grelle Leuchten in seinen Augen zu brennen. Unfreiwillig war sein Blick auf das Licht fixiert und der Schmerz in seinen Augen wurde immer qualvoller. Er konnte sich nicht von ihm abwenden oder die Augen zukneifen – es ging nicht, so sehr er auch dagegen ankämpfte. Panisch musste Andrew zusehen, wie der Lichtball näher kam und von Sekunde zu Sekunde intensiver leuchtete. Tränen rannen über sein Gesicht, begleitet von einem unerträglichen Schmerz, der in seinen Augen tobte. Jeder Versuch sie zu verschließen oder sich von dem Phänomen abzuwenden, wurde durch eine unbekannte, unvorstellbare Macht vereitelt, die ihn wie eine Marionette an Fäden gefesselt hilflos der Gefahr aussetzte und ihm einen skrupellosen Kampf zwischen sich, dem Lichtball und seinem eigenen Körper austragen ließ. Die grelle Kugel erreichte die Spitze des Fahrzeugs und Andrew schrie in Erwartung eines heftigen Aufpralls laut auf. Seine Arme und Beine waren taub, er spürte sie nicht mehr und biss seine Zähne zusammen als er sah, wie der Lichtball einfach durch den Wagen hindurch schwebte. Er durchdrang die Windschutzscheibe und stoppte abrupt vor Andrews Gesicht. Andrew erzitterte.

»Was ist das?«, brüllte er, ohne damit etwas zu bewirken.

Das Licht blitzte vor ihm auf, es flackerte, wie wenn ein Poltergeist durch eine Glühlampe schwebte. Es wurde kurz gedämmt und leuchtete anschließend heller als vor dem Flackern. Es brannte so fürchterlich in seinen Augen. Andrew war am Ende. Er konnte nicht länger gegen diese Schmerzen ankämpfen. Er schrie erneut, doch nun war es aus purer Verzweiflung. Er schrie, und schrie – er schrie lauter als je zuvor.